

Beiträge zum Thema
Widerstand

BERLIN

5

GEORG HOLMSTEN

20. JULI 1944 —

PERSONEN UND AKTIONEN

GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND BERLIN

20. Juli 1944 – Personen und Aktionen

Vortrag in der Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße
im Januar 1975

Es ist heute – nach mehr als 30 Jahren – nicht ganz unbedenklich, über Erlebnisse zu berichten, die man in den Jahren 1943 und 1944 in diesem Hause gehabt hat; genauer gesagt in dem trotz der Bombenangriffe des Krieges immer noch im Kern erhaltenen Gebäudekomplex zwischen der Stauffenbergstraße und dem Landwehrkanal, der unter dem Namen Bendlerblock Berlin in die Zeitgeschichte eingegangen ist. Ich möchte nicht längst Bekanntes wiederholen, das Sie in so manchem Buch nachlesen können, sondern versuchen, ganz schlicht zu erzählen, was ich an diesem Ort erlebt und zum großen Teil kurze Zeit nach dem Erlebten aufgezeichnet habe. Zum Verständnis dieses Erlebnisberichts über so ungewöhnliche Begebenheiten und Personen muß ich zwar anfangs von mir selbst erzählen; im übrigen jedoch geht es dabei nicht in erster Linie um meine bescheidene Rolle am Rande der Opposition gegen das Hitlerregime, sondern um namhafte Repräsentanten des Widerstandes wie etwa Stauffenberg, Haeflén, Letterhaus, Moltke.

Ein Dokument, das ich aus den Kriegstagen hinübergerettet habe, ist mein Soldbuch, dieser mit Reichsadler und Hakenkreuz dekorierte Personalausweis des Soldaten, den nur noch wenige besitzen. Und aus diesem Soldbuch geht genau hervor, wann meine Tätigkeit in diesem Hause begann und zu Ende ging. Am 8. Februar 1943 traf der Soldat Georg Holmsten, mit seinen beinahe 30 Jahren keiner der Jüngsten mehr und daher nur der Ersatzreserve angehörend, bei der 1. Kommandierten-Kompanie des Stabsquartiers OKW ein. So nannte sich die Einheit, der die im Bendlerblock Dienst tuenden Soldaten zugeteilt wurden: eine Kompanie, der anzugehören als besonderer Vorzug galt; um hineinzukommen, mußte man ganz spezielle, ausgefallene Fertigkeiten haben oder Beziehungen, möglichst beides . . . doch davon später. Ich erhielt an diesem Februartag des Jahres 1943 laut Soldbuch einen neuen Stahlhelm und eine neue Erkennungsmarke ausgehändigt, die Marke OKW 6276. Welch ein Segen, daß ich mit dieser Erkennungsmarke nicht in Gefangenschaft geriet; es hätte Verhöre ohne Ende gegeben. Und erst am 10. Februar 1945, genau 2 Jahre und 2 Tage nach meinem Eintreffen im Bendlerblock, wurde ich laut Soldbucheintragung „freigestellt für Fronteinsatz“ zur Truppe zurückgeschickt. Meist dauerten solche Kommandierungen zu einer Dienststelle des Oberkommandos nur 9 bis 12 Monate.

Rückblickend wundere ich mich selbst, daß ich – ein so wenig militärischer Typ – ein zweijähriges Gastspiel im CC geben durfte. CC – Canaris-Club – hieß im Jargon des Bendlerblocks das Amt Ausland/Abwehr nach seinem später so berühmt gewordenen Chef Admiral Canaris. In den CC wurde man nur aufgenommen, wenn man Spezialist auf einem der Abwehr nützlichen Gebiet war und – dies waren die ungeschriebenen Gesetze für die Aufnahme in den CC – Beziehungen hatte, leitenden Angehörigen des Amtes von Person und Vergangenheit her bekannt war. Es ist nach dem Kriege oft geschrieben worden, und in den Kriegsjahren war es im OKW-Milieu offenes Geheimnis: in das Amt Canaris kam kaum jemand hinein, der als dezidierter Nazi galt.

Auch in meinem Fall wußten die Herren der Abwehr-Büros am Landwehrkanal genau Bescheid. Sie wußten, daß ich vor 1933 als Schüler in der als pazifistisch und internationalistisch geltenden „Liga für Menschenrechte“ gewirkt hatte, daß ich in den Jahren vor dem Kriege als Journalist Mitarbeiter der amerikanischen Agentur United Press und nach Kriegsausbruch Redakteur in der Auslandsabteilung des Deutschen Nachrichtenbüros war, jener Redaktion, bei der die Nachrichten der Agenturen United Press, Associated Press, Reuter, Exchange Telegraph, Tass, Havas und anderer Nachrichtenbüros des feindlichen und neutralen Auslands gesammelt wurden, um sondiert, übersetzt, bearbeitet und über Hellfunk an die Auslandspresse weitergeleitet zu werden.

Das Amt Ausland/Abwehr hatte Verbindungsoffiziere im DNB, die mich kannten. Sie sorgten dafür, daß ich nach meiner Einberufung zur Wehrmacht im Sommer 1942 schon nach einem halben Jahr Truppendienst zum Amt Canaris geholt wurde. Einen Mann, der militärische und politische Nachrichten und Agenturmeldungen im Eiltempo übersetzte, bearbeitete und für den Dienstgebrauch der Führungsstellen der Wehrmacht präparierte, einen solchen Mann konnte man bei der Abwehr brauchen.

Meine ersten Erfahrungen bewiesen mir, daß man an meiner im NS-Sinne etwas zweifelhaften Vergangenheit kaum Anstoß nahm. Wenige Tage nach meiner Ankunft mußte ich mich, wie es dem militärischen Komment entsprach, bei meinem neuen Kommandeur melden, dem Chef der Amtsgruppe Ausland und Stellvertreter von Canaris, Admiral Bürkner. Das vor allem mit Auslandserkundung und Abwehr ausländischer Spionage und Infiltration beschäftigte Abwehramt stellte gern Marineangehörige ein, weil diese als besonders welt- und sprachkundig galten. Dem Admiral Bürkner also – jenem Admiral übrigens, den man auf den bekannten Fotos von der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde im Mai 1945 hinter dem OKW-Chef Keitel stehen sieht – stellte ich mich so stramm wie möglich in simpler Landseruniform mit Namen und Dienstgrad vor. Ich erinnere mich, wie der Admiral auflachte und dabei in einem Papier las: „Sie haben

ja eine tolle Personalakte, Freundchen: Liga für Menschenrechte . . . Uk-Stellung beim DNB aufgehoben . . . Einziehung zur Sanitätstruppe, da Zuweisung zu einer Propagandakompanie wegen nicht nachweisbarer positiver Einstellung zu Staat und Bewegung abgelehnt . . ." Der Admiral erklärte mir kopfschüttelnd, meine Beförderung zum Sonderführer könne er unter diesen Umständen nicht verantworten. „Sie bleiben Soldat, tragen aber Zivil, da Sie ja als Offizier vom Dienst bei uns arbeiten sollen“, sagte er nach einigem Nachdenken. Ein seltsamer Zwischenstatus, wie er in der Wehrmacht höchstens bei einer Sondereinheit wie der Abwehr möglich war. Ich entsinne mich, wie der Admiral mir bei der Verabschiedung väterlich auf die Schulter klopfte und sagte: „Bessern Sie sich und seien Sie hübsch vorsichtig, posaunen Sie nicht alles heraus, was Sie so denken! Sonst kann ich Sie nicht halten.“

Mein neuer Chef sagte mir nichts Neues. Vorsicht, Schweigenkönnen gehörte zu den Kardinaligenschaften eines Journalisten im Dritten Reich. Lange genug hatte ich in den Nachrichtenredaktionen, in dem zwielichtigen Milieu der Presseklubs des Auswärtigen Amtes und Propagandaministeriums die lächelnde Lüge und ihre indirekte Form, das Schweigen, praktiziert. Jeder Journalist, der im Beruf bleiben wollte, mußte die Komödie mitspielen, und ich hatte es auch getan, wenn auch nur in begrenztem Maße. Wie oft hatten mir wohlmeinende Kollegen geraten, irgendeiner NS-Organisation beizutreten, die paar Propagandaartikel zu schreiben, die man im Deutschen Nachrichten-Büro von mir verlangte. Ich tat beides nicht, und jetzt hatte ich den Lohn: ich war nicht mehr Redakteur, sondern Soldat, wenn auch ein Soldat in Zivil mit vorwiegend journalistischen Aufgaben.

Im Februar 1943, dem Monat meines Eintritts in die Amtsgruppe Ausland, hatte ich besonderen Grund zur Vorsicht, zum Verschweigen eigener unmaßgeblicher Ansichten, denn ich erlebte nunmehr im Bendlerblock die Wende des Krieges, jene wirren, erregten Tage, in denen sich die Katastrophe von Stalingrad vollendete, in denen sich die militärische Situation nach der größten Niederlage der deutschen Geschichte seit Jena und Auerstedt kritisch zuzuspitzen begann. In den großen, dunklen Bürozimmern des früheren Reichskriegsministeriums am Landwehrkanal, in dem die Amtsgruppe Ausland arbeitete, diskutierten die Offiziere, welche Konsequenzen die Kapitulation von Stalingrad haben könnte. Sie taten es zugleich besorgt und recht offenherzig. Ich stellte bald fest, daß in der Ag. Ausland II C, der Presse- und Informationsgruppe des Amtes Canaris, zu und offener geführt wurden als in anderen Wehrmachtsteilen, denn wir hörten, sozusagen von Amts wegen und zwangsweise, auch stets die Nachrichten, die Ansichten der Feindseite mit. Tag für Tag erhielten wir die Presse-, Agentur- und Funkmeldungen der Russen, Amerikaner und Briten über die Lage an den Fronten. Es war eine unserer Hauptaufgaben,

diese sogenannten Feindmeldungen so schnell wie möglich an die Führungsstellen der Wehrmacht weiterzuleiten.

In den nächsten Monaten erfuhr ich so manches Verblüffende über die Offiziere und Referenten der Abwehr in Zivil, die im Hauptgebäude am Landwehrkanal und einigen kleineren Häusern der Umgebung tätig waren. Generaloberst Jodl, Chef des Wehrmachtsführungsstabes und neben Keitel der wichtigste militärische Berater Hitlers, hat das von Canaris geleitete Amt vor dem Nürnberger Tribunal ein „Verschwörernest“ genannt. Als ich 1943 bei Ausland/Abwehr zu arbeiten begann, hatte ich keine Ahnung, daß damals schon eine ganze Reihe von Offizieren im Begriff war, den Widerstand gegen das Hitler-Regime zu organisieren. Ja, manche Mitarbeiter des Amtes Canaris waren vom Standpunkt eines Hitleranhängers wie Jodl zweifellos „Verschwörer“. Da wirkten Männer wie Oster, Hansen, Freytag-Loringhoven, Schrader, Kiep, Moltke, Strünck, Wirmer, Letterhaus und manche andere in die Geschichte des deutschen Widerstandes eingegangene Persönlichkeit. Canaris und sein Stellvertreter Bürkner gewährten Männern Unterschlupf, bei denen sie mit Bestimmtheit damit rechnen mußten, daß sie nicht gerade Sympathien für Hitler und seine Leute haben konnten. Da gab es Zeitungsverleger, deren Blätter nach 1933 ihr Erscheinen einstellen mußten, Journalisten, die sich nicht mehr in der Presse und im Rundfunk betätigen durften, Politiker, die vor Hitlers Machtübernahme zu den Gegnern der Nationalsozialisten gezählt hatten.

Ein solcher Mann mit eindeutig antinazistischer Vergangenheit war Bernhard Letterhaus, mit dem ich anderthalb Jahre lang bei Ausland II C zusammenarbeitete. Bereits in den ersten Tagen prägte sich mir die Erscheinung des etwa fünfzigjährigen Reserveoffiziers ein, dessen mächtiger Kopf mit der hohen, breiten Stirn in eigenartigem Widerspruch zu der kräftigen, gedrungene Gestalt stand. Ein Mann aus dem Volke mit dem Kopf eines Intellektuellen. Später erzählte mir Letterhaus manchmal, wie er sich mühselig aus kleinen Verhältnissen, ohne höhere Schulbildung, über die Gewerkschaft in die Politik hineingearbeitet hatte. Vor 1933 war der gebürtige Wuppertaler einer der führenden Köpfe der KAB, der Katholischen Arbeiterbewegung, Abgeordneter der Zentrumspartei im Rheinischen Provinziallandtag und später im Preußischen Landtag. In Reden als Parlamentarier und Präsidiumsmitglied von Katholikentagen warnte er immer wieder vor den Nationalsozialisten. In einer dieser Reden sagte Letterhaus über Hitler die prophetischen Worte: „Wenn es diesem Demagogen einmal gelingen sollte, an der Spitze Deutschlands zu stehen, dann ist der Anfang des Untergangs da und ein neuer Krieg. Wir müssen uns dem entgegenstemmen, wo immer es sein mag.“ Das Amt Canaris hatte soviel Zivilcourage, diesen nach 1933 von der Staatspolizei vielfach verhört und streng überwachten Politiker als Reserveoffizier im Hauptmannsrank zu beschäftigen. Das Sortieren und Bearbeiten der Nachrichten machte

dem an Organisationsarbeit und politisches Wirken in größerem Stil gewöhnten Mann nur wenig Freude. Zuweilen schob er mir einen Haufen Meldungen zu und meinte seufzend: „Was ist an diesen Neuigkeiten nun wahr und wichtig? Wo beginnen da Unwahrheit und Propaganda? Die anderen schwindeln fast genausoviel wie wir, meinen Sie nicht auch? Sie sind von Beruf wegen Spezialist für solchen Kram, bitte, machen Sie das Zeug gebrauchsfertig für unsere genialen Strategen. Wenn ich mal Minister bin – in einem besseren Deutschland – werden Sie mein Pressereferent.“

Halb ernst, halb scherzhaft machte Letterhaus manchmal solche Bemerkungen, allerdings erst, nachdem er mich längere Zeit kannte und sozusagen politisch auf Herz und Nieren geprüft hatte. Wir diskutierten bald sehr offen miteinander, obwohl uns ein Altersunterschied von fast zwanzig Jahren trennte. Mein politischer Liberalismus und auch mein sehr freisinniger Protestantismus erregten zuweilen das Mißfallen von Bernhard Letterhaus, der ein zutiefst gläubiger, seiner Kirche verbundener Katholik war. Ich erinnere mich an ein Gespräch, in dem wir die Ohnmacht der christlichen Kirchen gegenüber dem Krieg und den weltlichen Gewalten beklagten, wobei ich die Frage stellte, aus welchem Grunde Gott, der nach dem Dogma zugleich weise, gütige und allmächtige Gott der Christenheit, einen Hitler und die Greuel des Krieges zulasse. Ich fragte geradezu, aus welchem Grunde einem so weisen Gott nicht andere Mittel einfielen, um die Menschen zu prüfen und zu läutern. Letterhaus, der sonst so Ruhige und Bedächtige, sprang auf und erregt sagte er etwa: „Mein Freund, das ist das Kardinalproblem unserer Zeit, das Zentralproblem eines jeden Christen, der denkt. Und denken heißt für manchen vor allem zweifeln, anscheinend auch für Sie. Sie dürfen aber nicht nur zweifeln, Sie müssen glauben! Glauben, daß Gott diesen satanischen Unmenschen Hitler und diesen Krieg uns allen zur Sühne für unsere Sünden auferlegt hat. Nur aus der bis zum Äußersten durchlittenen Sühne wird Läuterung, wird ein besseres Deutschland kommen.“ – Und ein andermal sagte er in ähnlichem Sinne: „Ich glaube, wir müssen durch Krieg und Niederlage hindurch bis zur letzten Konsequenz. Erst dann können wir mit dem Aufbau eines neuen, besseren Deutschland beginnen. Aber wer von uns wird diesen Tag erleben?“

Wenn ich nicht irre, äußerte Letterhaus diese Ansicht, als er erfahren hatte, daß die Männer um Beck und Goerdeler ihn zum Minister für Wiederaufbau und Arbeit im Kabinett nach der Ablösung Hitlers vorgesehen hatten. Gegen diese Ministerlisten, gegen schriftlich fixierte Regierungsprogramme und Denkschriften hatte der Praktiker der Politik, der selber schon einige bittere Erfahrungen mit den Organen der Staatspolizei hinter sich hatte, starke Bedenken. Als ein Bekannter mich mit Goerdeler zusammenbringen wollte, warnte mich Letterhaus, den ich fragte, ob dieser Politiker wohl der richtige Umgang für mich sei; er sei immerhin ein Deutschnationaler und habe auch unter Hitler noch hohe Ämter bekleidet.

Letterhaus riet mir davon ab, mich mit Goerdeler zu treffen. Er sei trotz seiner Vergangenheit ein grundständiger, mutiger Mann; aber er verkehre zuviel mit Generälen und Politikern, die vermutlich von der Gestapo überwacht würden. Goerdeler werde mich am Ende auf eine seiner Listen setzen, und wenn die dann von der Polizei gefunden würden, werde ich der Dumme sein. Letterhaus, der Realpolitiker und Realist, der trotz mancher Drangsalierung im Dritten Reich nicht im KZ gelandet war wie viele seiner politischen Gefährten aus den Jahren der Weimarer Republik, vertrat die Ansicht: „Diese detaillierten Personallisten sind Unsinn. Erst muß Hitler fort sein, dann kann man immer noch überlegen, wer welche Aufgaben übernehmen soll.“

Im übrigen nannte Letterhaus nur selten die Namen von Leuten, denen er sich in Opposition gegen Hitler verbunden fühlte. Zwar sprach er manchmal von seinen Begegnungen mit Jakob Kaiser, dem späteren Bundesminister, der als einer der wenigen die Hitlerjahre überlebte. Er erzählte auch von seinem Freund und Mitarbeiter in der Katholischen Arbeiter-Bewegung, dem Redakteur der „Ketteler-Wacht“, Nikolaus Gross, von dem zum Justizminister im Widerstandskabinett vorgesehenen Rechtsanwalt Wirmer. Aber ich wußte nie genau, ob es sich um Mitverschworene oder um Freundschaften ohne politischen Hintergrund handelte. Schweigen und Verschweigen mancher Begegnung, manchen Gesprächs, um andere nicht unnötig zu gefährden, waren selbstverständliche Gebote dieses Kreises, des Widerstandes gegen Hitler überhaupt. Daß zum Beispiel der Diplomat Kiep und der später so berühmt gewordene Chef des sogenannten Kreisauer Kreises, Helmuth Graf von Moltke, Männer des Widerstandes waren, wurde mir erst lange nach ihrer Verhaftung klar. Nach ihrer Festnahme rechnete mancher Angehörige unseres Amtes mit Verhör und Verhaftung. Wer von uns hatte nicht schon einmal offenerzige unvorsichtige Gespräche geführt? Wir fingen an, einander zu mißtrauen. Gab es am Ende in unserer Abteilung Agenten der Gestapo? Keiner wußte Genaues, und die Gespräche wurden vorsichtiger als bisher. Letterhaus erklärte mir eines Abends nach Dienstschluß voll bitterer Ironie: „Wer weiß, ob wir uns morgen wiedersehen? Wenn man mich verhaftet und auch Sie vielleicht nach mir befragt, dann rate ich Ihnen zu sagen: mit diesem langweiligen, unsympathischen Dickschädel aus Westfalen habe ich kein privates Wort geredet; nur Dienstgespräche gab es zwischen uns, nichts weiter.“

Nun, über Letterhaus wurde ich nicht von der Gestapo befragt, dafür jedoch über einen Kollegen der Amtsgruppe, den ich viel weniger kannte; den Grafen Helmuth von Moltke. Als eines Tages ein Beamter des Reichssicherheitshauptamtes in unseren Räumen auftauchte, um uns routinemäßig zu den Fällen Moltke und Kiep zu vernehmen, konnte ich ohne Bedenken aussagen, daß es zwischen mir und diesen beiden Herren nur „Dienstgespräche“ gegeben habe. Der frühere deutsche Generalkonsul in New York, Otto Kiep, tauchte sehr selten in den Räumen unserer Informations-

gruppe auf, und mit dem Grafen Moltke hatte ich nur ein paar kurze Unterhaltungen über Meldungen, die ihm bei seinen Rechtsgutachten von Nutzen sein konnten. Die Familie des Feldmarschalls der Bismarckzeit war gleich zweimal in unserer Amtsgruppe vertreten. Eine Gräfin Moltke war Sekretärin des Gruppenchefs Admiral Bürkner; eine freundliche, ältere Dame, die sich wegen ihrer Hilfsbereitschaft allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Als die Nachricht von Moltkes Verhaftung durchsickerte, nahmen wir an, die Festnahme müsse mit den Gutachten zusammenhängen, in denen er sich als Völkerrechtssachverständiger recht kritisch mit der Behandlung der Kriegsgefangenen, der Fremdarbeiter und der Bewohner der von deutschen Truppen besetzten Länder durch Polizei- und Besatzungsbehörden auseinandersetzte. Letterhaus erzählte mir, daß diese Rechtsexpertisen den Herren um den OKW-Chef Keitel schon lange auf die Nerven fielen und daß die Rechtsabteilung der Amtsgruppe Ausland die Anweisung erhalten habe, ihre Nase nicht dauernd in Dinge zu stecken, die sie nichts angingen. Letterhaus deutete mir auch einmal an, daß Moltke sich mit einem Kreis von Leuten treffe, die sich Gedanken über eine Reform der deutschen Politik nach einer Ablösung Hitlers machten. Aber Genaueres über die Ursachen der Verhaftung von gleich drei Mitarbeitern des Amtes Canaris – Moltke, Kiep, Gehre – war damals nicht zu erfahren. Erst nach dem Kriege erfuhr ich, daß sie Opfer der Denunziation eines Gestapospitzels geworden waren, der sich in einen Kreis von oppositionell eingestellten Diplomaten und anderen höheren Beamten eingeschlichen hatte.

Für mich persönlich waren die Verhaftungen Anfang 1944, über deren wirkliche Ursachen so wenig zu ermitteln war, ein Grund, noch vorsichtiger, noch diskreter zu sein als bisher. Denn ich hatte schon seit längerer Zeit andere Kontakte aufgenommen, über die ich zu niemandem sprach, auch zu Letterhaus nicht. Ich war einmal leicht betroffen, als er in meiner Gegenwart ganz nebenher den Namen Stauffenberg fallen ließ. Letterhaus erzählte, das Allgemeine Heeresamt, die für den Ersatz von Mannschaften und Material zuständige Heeresabteilung, habe jetzt endlich einen neuen vernünftigen Stabschef erhalten, den Grafen Stauffenberg; der sei gar kein sturer Berufsmilitär wie die anderen Offiziere um den wenig beliebten Generaloberst Fromm, den Befehlshaber des Ersatzheeres. Ich antwortete, soweit ich mich noch erinnere, gar nichts oder sagte höchstens etwas Belangloses. Letterhaus schnitt das Thema Stauffenberg niemals mehr an. So hatte ich den Eindruck, daß er wohl doch nichts von meinen Besuchen in der Bendlerstraße wußte.

Diese Straße, die heute den Namen des württembergischen Grafen und Kämpfers gegen das Hitlerregime trägt, liegt nicht weit von meiner jetzigen Wohnung. Wenn ich bei einem nachdenklichen Spaziergang unter den alten Kastanien am Landwehrkanal an meinem früheren Dienstzimmer im obersten Stockwerk des ehemaligen Reichskriegsministeriums vorbeigehe, in

dem heute sehr zivil und friedlich etliche Bundesbehörden arbeiten, wenn ich dann in die Stauffenbergstraße einbiege – dann kann ich manchmal nur schwer begreifen, daß alles schon dreißig Jahre und mehr her sein soll. Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, die Claus von Stauffenberg, Bernhard Letterhaus und die anderen Teilnehmer der Widerstandsaktion des 20. Juli 1944 nur noch aus Büchern und den Berichten der wenigen Überlebenden kennt. Blicke ich bei dem Gang durch die Stauffenbergstraße dann zum zweiten Stock dieses Hauses hinauf, so muß ich an die Gespräche denken, die ich damals hinter den hohen Fenstern mit Stauffenberg und seinem Adjutanten Werner von Haeflten führte. Diese Gespräche gehörten zum Teil zu jenen Unterhaltungen, die in den Büchern über den Widerstand als „konspirative“, als verschwörerische Gespräche bezeichnet werden. Konspirativ – verschwörerisch, gewiß etwas hochtönende, mehrdeutige Begriffe, die in diesem Fall jedoch berechtigt sein dürften. Denn die Gespräche drehten sich nicht zuletzt um die Frage, wie die Presse und Öffentlichkeit im Falle einer Beseitigung des Hitlerregimes am besten und schnellsten über die Maßnahmen der neuen Regierung informiert werden könnten. In der Studie „Technik und Moral einer Verschwörung“ von Dieter Ehlers wird über die Aktion des 20. Juli treffend gesagt: „Die Verschwörung des 20. Juli wurde niemals als Geheimorganisation systematisch aufgebaut. Die Entstehung aus dem Gespräch heraus und das weitgehende Verharren im gesprächsweisen Widerstand waren kennzeichnend für diese Verschwörung. Sie kannte keine Versammlungen, keine Mitgliederlisten, keine Organisationschemata. Die Zugehörigkeit jedes einzelnen zur Verschwörung erwies sich allein durch seine Teilnahme an konspirativen Gesprächen. Dies geschah vor allem aus Geheimhaltungsgründen. Jahrelang herrschte ein unübersichtliches Gehen und Kommen im Kreis der Verschwörung. Genau wußte niemand, wer zur Verschwörung zählte.“

Hier hat Dieter Ehlers das Problem bezeichnet, das den Gegnern der Hitlerdiktatur immer wieder Kopfzerbrechen bereitete. Heute weiß man, welche Personen und Zirkel im Untergrund gegen das Naziregime arbeiteten. Damals war den Beteiligten am Widerstand vieles unklar, unüberschaubar. Man war Glied einer Personenkette, deren Anfang und Ende man nicht kannte. Nur mit wenigen Gliedern der Kette hatte man Kontakt, vor allem politischen Kontakt. Nur wenigen Freunden und Bekannten konnte man trauen. Der Gestapostaat der Hitler und Himmler zwang seine Bürger zur Verstellung, Tarnung, Vorsicht.

Aber kehren wir von diesen mehr allgemeinen Betrachtungen zu den Fakten zurück. Sehr genau erinnere ich mich noch an jenen Wintertag des Jahres 1943, an dem ich von einem mir bis dahin unbekanntem Oberstleutnant vom Allgemeinen Heeresamt, Graf Stauffenberg, angerufen wurde; mit dieser Dienststelle hatte unsere Informationsgruppe nur selten zu tun. Stauffenberg sprach am Telefon in liebenswürdigem, lässigem Ton, einem

Ton, der in dem steifen, militärisch forschenden Milieu des Bendlerblocks recht selten war. „Aha, Sie sind also der Nachrichtenspezialist, den man mir so warm empfohlen hat“, meinte er etwa. „Hätten Sie nicht mal Zeit, bei mir ein halbes Stündchen vorbeizukommen?“ – „Jawohl, Herr Oberstleutnant“, antwortete ich korrekt, wie es nun mal damals beim Militär Brauch war. Da hörte ich am anderen Ende der Telefonleitung ein helles Lachen, und Stauffenberg versicherte mir, ich brauchte kein langweiliges Dienstgespräch zu befürchten; ich solle ganz zwanglos nach Dienstschluss mal bei ihm im Büro, im zweiten Stock der Bendlerstraße vorbeikommen. Ein Glas Wein, im Notfall auch zwei, stünden bereit. „Fragen Sie nach dem Stabschef des AHA, das ist nämlich meine Dienstbezeichnung; aber sonst bin ich ein Mensch wie jeder andere“, fügte der Oberstleutnant hinzu.

Der unkonventionelle, humorige Ton des Anrufs überraschte mich. Aus welchem Grunde wollte nur der Stabschef des Allgemeinen Heeresamts mit mir ein zwangloses Gespräch, anscheinend über Nachrichtenfragen, führen? Lag es vielleicht an der Zuspitzung der Lage an den Fronten? Je kritischer die Situation wurde, um so begehrter wurden bei vielen Beamten und Offizieren im Bendlerblock die sogenannten „Feindmeldungen“, die Nachrichten der Russen, Amerikaner und Briten, die von uns gesammelt und nach einem manchmal strenger, manchmal lässiger gehandhabten „Verteilerschlüssel“ an Führungsstäbe der Wehrmacht „verteilt“ wurden. Die besser orientierten Offiziere im Bendlerblock wußten nur zu gut, daß die offiziellen Wehrmachtsberichte ihnen so manche bittere Wahrheit verschwiegen. War der Oberstleutnant von Stauffenberg, so fragte ich mich nach dem Anruf, vielleicht einer jener unvorsichtig neugierigen Offiziere, die mich ein wenig über die neuesten Feindmeldungen ausfragen wollten? Ich nahm mir vor, zurückhaltend zu sein. Denn diese Nachrichten galten als „Geheimmaterial“, dessen Weitergabe an Unbefugte einen leicht vors Kriegsverbrechen bringen konnte.

Die Offiziere aus der Umgebung des hünenhaften, martialisch wirkenden Chefs des Ersatzheeres und Allgemeinen Heeresamts, des Generalobersten Fromm, waren wegen ihrer steifen, altpreußischen Umgangsformen berüchtigt. Um so erstaunter war ich über den herzlichen, ungezwungenen Empfang, den mir an jenem Wintertag des Jahres 1943 Stauffenberg und sein Adjutant bereiteten. Nachdem ich den langgestreckten Vorraum, in dem Offiziere, Soldaten und Sekretärinnen in turbulentem Durcheinander arbeiteten und plauderten, passiert hatte, landete ich in dem Dienstzimmer des Stabschefs des AHA. Stauffenberg und Haeflten boten mir Wein an und machten auf mich eher den Eindruck von Männern mit künstlerischen Ambitionen als den von Generalstabsoffizieren. Werner von Haeflten, der salopp auf der Kante von Stauffenbergs großem Schreibtisch saß, wirkte mit seinem frischen Lachen wie ein Zwanziger, obwohl er schon Mitte Dreißig war. Stauffenbergs bleiches, von den Spuren der gerade überstandenen schweren Verwundung gezeichnetes Gesicht faszinierte mich.

Unter dem nach Auffassung konservativer Militärs bestimmt zu üppigem Haar sah ich feine, zugleich energische und empfindsame Züge, die vibrieren und hart wurden, wenn Stauffenberg sich erregte. Dann zitterte die schwarze Kappe über dem ausgeschossenen Auge, und die drei Finger der einzigen Hand, die ihm geblieben war, krampften sich zusammen. In der spontanen Art, die ich später noch öfter bei Stauffenberg bemerkte, wechselte er plötzlich das Thema und beendete das Geplauder. „Schluß damit! Gehen wir in medias res“, das war eine Redensart, die ich noch manchmal von ihm hörte. Er habe mich nicht hergebeten, um sich mit mir über die Vorzüge des Rheinweins und des Frankenweins zu unterhalten.

„Konnte ich mir denken, Herr Oberstleutnant“, erwiderte ich. – Ja, aber ich könne mir bestimmt nicht denken, was er von mir wolle, fuhr Stauffenberg fort. Ich sei ihm von guten Bekannten empfohlen worden. „Von wem, wenn ich fragen darf?“ – „Fragen dürfen Sie“, antwortete Stauffenberg in der pointierten Art, die er bevorzugte, „jedoch ich darf Ihnen die Frage nicht beantworten aus Gründen, die sie verstehen werden, wenn Sie hören, was wir mit Ihnen vorhaben. Lassen wir also den Namen des Freundes, der uns auf Sie aufmerksam machte, beiseite. Sie werden verzeihen, wenn ich mich ein wenig über Sie informiert habe. Das Deutsche Nachrichten-Büro ließ Sie zur Wehrmacht einziehen, weil Sie sich weigerten, bestimmte Artikel zu schreiben. Wie konnten Sie nur?“ – Stauffenberg lachte auf. – „In die Propagandakompanien wollte man solch einen Menschen auch nicht aufnehmen. Welch ein Segen für Sie! Dafür sind Sie nach kurzem Truppendienst durch Vermittlung guter Freunde in der Abteilung der Wehrmacht gelandet, die uns sehr interessante Nachrichten über die total verfahrenere militärische und politische Situation liefern könnte. Pardon, Sie sind vielleicht ein wenig schockiert über diese offene Sprache?“

Das war ungefähr Stauffenbergs Redeweise an jenem Nachmittag, und ich war wirklich ein wenig schockiert, antwortete ausweichend, daß ich mir selbstverständlich auch meine eigenen Gedanken über die Situation machte. – Da lachte Stauffenberg noch einmal laut auf, diesmal fast höhnisch und fuhr fort: „Sehr loblich – Sie machen sich also eigene Gedanken, und vielleicht haben Sie sogar ein paar Freunde, denen Sie diese Gedanken mitteilen. Aber was nützt das? Welchen Sinn hat dieser Gedankenaustausch im kleinen und kleinsten Kreis? Das sind doch alles nur Stammtische, Kaffeekränzchen mit politischem Akzent, in denen munter dahergemeckert und nichts getan wird. Wo aber sind die Leute, die etwas tun und wagen? Würden Sie zum Beispiel etwas für eine gute Sache wagen?“ Ich kann mich natürlich nicht mehr genau an alles erinnern, was Stauffenberg mir in seiner direkten, impulsiven Art an jenem Wintertag sagte. Jedoch ich weiß, daß er mir ohne Umschweife erklärte, angesichts der auf weite Sicht für Deutschland ziemlich hoffnungslosen militärischen

Lage müsse man vielleicht sehr bald mit einem Wechsel in der politischen und militärischen Führung rechnen. Anstelle Hitlers und seiner wenig begabten Berater werde das Militär, wenigstens für eine Übergangszeit, die Führung und Rettung unseres Volkes aus dem Elend des Krieges versuchen müssen. Ja, Stauffenberg nahm kein Blatt vor den Mund und fragte mich schließlich geradezu, ob ich bereit sei, beim Übergang der Macht an eine provisorische Militärregierung das Deutsche Nachrichten-Büro, die wichtigste Informationszentrale des Landes, zu übernehmen. Ich sei mit vielen Leuten im DNB bekannt und weit und breit im Bendlerblock der einzige, der den redaktionellen Betrieb eines Nachrichtenbüros aus der Praxis kenne.

Ich muß gestehen, daß dieses unerwartete Angebot eines mir bis dahin völlig unbekanntem Offiziers mich in einige Verlegenheit brachte. Ich wies Stauffenberg darauf hin, daß er meine Sachkenntnis überschätze. Das DNB sei ein Riesenbetrieb mit Hunderten von Redakteuren, auswärtigen Korrespondenten in vielen Ländern, technischen Spezialisten. Ich sei schließlich nur ein in der Sparte Auslandsnachrichtendienst beschlagener Journalist von gerade erst dreißig Jahren. Ich besäße einfach nicht die Erfahrung, um solch ein kompliziertes Unternehmen wie das DNB zu leiten.

„Nun, im Felde muß auch ein junger Hauptmann oder Oberstleutnant vorübergehend ein Regiment führen, wenn der Kommandeur ausfällt“, erwiderte Stauffenberg diesmal im resoluten Ton des Offiziers: „Ihr Auftrag beim DNB soll kein Dauerposten sein. Sie werden nur dafür zu sorgen haben, daß die Verlautbarungen der neuen Regierung im Eventualfall schnell und reibungslos über das DNB an die deutsche und ausländische Presse und an die Rundfunksender weitergeleitet werden.“ So reibungslos werde das bestimmt nicht gehen, gab ich zu bedenken. Das DNB unterstehe immerhin dem Propagandaministerium. In den mittleren Positionen säßen zwar noch parteilose Redakteure und Techniker aus den Nachrichtenbetrieben der Weimarer Republik, aber die Spitzenpositionen habe Goebbels mit zuverlässigen Parteigenossen besetzt. „Sind die wirklich so zuverlässig?“ wandte Stauffenberg ein. „Es gibt Leute, die das Hakenkreuz auf dem Rockaufschlag tragen und sich dabei – ganz wie wir – ihre eigenen Gedanken machen?“

Ich konnte nur antworten, daß mir leider nicht bekannt war, was die leitenden Männer im DNB vielleicht ganz privat dächten und nur ihren engsten Freunden anvertrauten. Offiziell gälten jedenfalls der Generaldirektor Albrecht, der Personalchef Bollmann, der besonders schneidig auftretende technische Betriebsleiter Gernhuber als hundertprozentige Nazis. Auch unter meinen Kollegen, den Redakteuren, gäbe es manche, die bestimmt nicht mitmachen, ja sogar Widerstand leisten würden, wenn eine Aktion gegen Hitler und seine Berater gestartet werden solle.

„Da geben wir Ihnen eben ein paar bewaffnete Männer mit, die solche Leute zur Reason bringen und erforderlichenfalls in ein paar Zimmer einsperren, wo sie uns nicht stören können“, meinte Stauffenberg. „Im Funkhaus in der Masurenallee haben wir ähnliches vor. Hauptsache, Sie finden ein paar Journalisten und Techniker, die mitmachen und die Bekanntmachungen der neuen Regierung in Sekundenschnelle über den Hellschreiber in alle Welt hinausjagen.“

„Ich wüßte schon einige Männer, aber . . .“

„Bitte kommen Sie nicht schon bei unserm ersten Gespräch mit hundert Abers“, unterbrach mich Stauffenberg unwillig und ließ mich nicht ausreden. „Überlegen Sie sich mein Angebot in Ruhe! Es kommt von Männern, die noch retten wollen, was in dieser Situation überhaupt noch für Deutschland zu retten ist.“

Mit dieser etwas pathetischen Mahnung, die zu der recht nüchternen und sachlichen Unterhaltung zuvor im Gegensatz stand, beendete Stauffenberg unser erstes Gespräch; ein Gespräch, das mich in Zweifel und Unruhe versetzte. Wer hatte Stauffenberg über meine politische Einstellung unterrichtet? Und wer waren die Männer, die noch in letzter Stunde Deutschland retten wollten? Es erschien mir sehr unwahrscheinlich, daß dieser schwerverletzte Offizier, der auf mich während der ersten Unterhaltung einen gesundheitlich recht labilen, nervösen Eindruck gemacht hatte, der führende Kopf und Chef einer ernstzunehmenden Aktion gegen das trotz aller militärischen Rückschläge noch recht stabile, wohlorganisierte Regime der Hitler, Göring und Himmler sein konnte. Zudem war Stauffenberg im Jahr 1943 nur Oberstleutnant, keine sehr hohe Rangstufe im OKW-Milieu; erst zwanzig Tage vor seinem Tode wurde er zum Obersten befördert. Er schien also nur Vertreter, Verbindungsmann von höhergestellten Persönlichkeiten zu sein. Welche Marschälle, Generäle, Politiker waren die führenden Köpfe des Unternehmens? Das mußte ich erfahren. Ich wollte schließlich wissen, für wen ich ein Risiko einging. So bat ich Stauffenberg bei unserer zweiten Unterredung, mir Namen zu nennen. Er sah mich befremdet an; „Ich kann und darf Ihnen keine Namen nennen, das müssen Sie verstehen. Schon in Ihrem eigenen Interesse will ich Sie nicht mit unnötigem Wissen belasten. Wenn Sie nicht für eine gute Sache den Sprung ins Ungewisse wagen wollen, bitte, ich kann Sie nicht zwingen. Wir haben uns dann nie gesehen und gesprochen. Schade . . .“

Ohne jede Schärfe, mehr leise und traurig, sprach Stauffenberg zu mir. Dann stand er auf, ging ans Fenster und wandte mir den Rücken zu. Er wollte mir wohl Gelegenheit geben, in Ruhe nachzudenken. Ich entsinne mich heute noch an diesen Moment des Zögerns, der Verlegenheit; es war eine Szene wie – ich kann es leider nicht anders sagen – wie in einem nicht ganz guten Film. Nach einer Weile wandte Stauffenberg sich um und fragte kurz: „Nun?“ Ich antwortete nur: „Also gut, ich werde es versuchen.“

Und dann begann die Zeit des Suchens, der tastenden mehr oder weniger offenen Gespräche mit Leuten aus dem DNB-Bereich, von denen ich anahm, daß sie bereit sein könnten, bei der vielleicht nicht ganz ungefährlichen Aktion am Tage X mitzuwirken, dem Tage des Übergangs der Machtbefugnisse des „Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht“ an andere. Ich drückte mich bewußt unklar und kompliziert aus, wenn ich von diesem Eventualfall sprach. Ich hatte ja selber keine genaue Vorstellung, wie dieser Übergang der Machtbefugnisse vor sich gehen sollte, auf welche Weise Hitler abgelöst werden sollte. Mit Gewalt und Blutvergießen oder auf unblutigere Art, durch Verhaftung und Amtsenthebung ohne Widerstand? Stauffenberg erzählte nicht, welche Aktionen am Tage X beabsichtigt waren, sprach – soweit ich mich erinnere – nie von der Möglichkeit eines Attentats zu mir; ich hätte ihm bei solch einem Unternehmen doch nicht behilflich sein können. Mit Sprengstoffen, Bomben hatte ich in meinem Informationsreferat nichts zu tun.

Ich beschränkte mich auf die mir zugeteilte Rolle, Personen aus dem DNB für den Tag X anzuwerben und ein wenig in den Technikräumen des Nachrichtenbüros herumzuschnüffeln, um im Ernstfall etwas genauer auf dem Gebiet des Hellfunks, der Übermittlungstechnik, orientiert zu sein.

Wie ich es vorausgesehen hatte, war es schwierig, Teilnehmer für ein Unternehmen zu finden, über das ich so wenig Zuverlässiges, Genaues mitteilen konnte. Selbst DNB-Angehörige, deren ablehnende Haltung gegenüber dem NS-Regime mir gut bekannt war, zögerten, hatten die verschiedensten Ausreden, warnten mich wohlmeinend vor so waghalsigen Experimenten. Immerhin, einige waren dann doch bereit mitzumachen. Bald hatte ich ein kleines Team von Journalisten und Technikern beisammen. Ich will nur die Namen von zwei Redaktionskollegen nennen: Dieter von der Schulenburg und Dr. Siegfried Horn.

Schulenburg, der demselben vielfach verzweigten Adelsgeschlecht entstammte, wie der zum engeren Kreis der Widerständler um Stauffenberg gehörende Regierungspräsident Graf Fritz-Dietlof von der Schulenburg, war trotz seiner 60 Jahre sofort bereit, an einer Aktion gegen Hitler mitzuwirken. „Und wenn auch mein alter Kopf dabei draufgeht, der ist ja nicht viel wert“, sagte er ironisch. Als Angehöriger einer preußischen Generalfamilie mit vielen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Offizierskreisen warnte er mich jedoch vor seinen Standesgenossen. Er konnte sich nicht denken, daß allzu viele von ihnen den dem „Führer“ geleisteten Treueid verletzen und an einer Erhebung gegen Hitler aktiv teilnehmen würden; als nach dem 20. Juli die Namenslisten der Verschworenen bekannt wurden, war Schulenburg überrascht, wie viele Angehörige preußischer Offiziersfamilien darunter waren.

Siegfried Horn war im Milieu der Nachrichtenagenturen und des Auswärtigen Amtes eine bekannte Erscheinung. Als sogenannter Diplomatischer Korrespondent des DNB hatte er Zugang zu manchen vertraulichen Informationen des Auswärtigen Amtes und anderer Ministerien, die er mir gern zur Weiterleitung an die Offiziere im Bendlerblock mitteilte.

Ich besprach mit Stauffenberg und Haeften hinter den hohen Fenstern ihres Büros in der zweiten Etage nämlich nicht nur, mit welchen Personen und technischen Mitteln die zentrale deutsche Agentur in den ersten Tagen nach der Ablösung des Hitlerregimes weiterarbeiten sollte. Ich sorgte auch dafür, daß sie die neuesten und vertraulichsten Meldungen aus dem Aus- und Inland erhielten, die bei der Amtsgruppe Ausland und beim DNB eingingen.

In einem nach dem Kriege bekannt gewordenen Bericht an Hitler und Bormann stellte der Chef der Geheimen Staatspolizei, Kaltenbrunner, ent-rüstet zum Thema Nachrichtenmaterialien fest: „Die Verschwörerclique, vor allem Stauffenberg selbst, war bemüht, sich möglichst umfassende Informationsquellen über die Vorgänge im Ausland und über die Einstellung beim Feind zu verschaffen. Eine erste Unterlage waren die Materialien, die dienstlich zur Unterrichtung zugänglich gemacht werden (Zusammenstellungen von neutralen und feindlichen Presse- und Rundfunkmeldungen und ähnliches). Aus den Vernehmungen ergibt sich, daß dieses Material in einem recht großen Umfang den Gesprächsstoff innerhalb der Dienststellen und Stäbe abgegeben hat und daß ein Teil der Empfänger diesem gegnerischen Material mit der Zuspitzung der militärischen Lage mehr und mehr erlegen ist“ Ja vom Standpunkt des Chefs von Himmlers Gestapo war dies sicher ein Übel! Nicht zuletzt durch die Informationen der Berichte der Informationsabteilung des Amtes Ausland/Abwehr, die tagtäglich in Rundschreiben und Einzelmeldungen an die Führungsstellen der Wehrmacht hinausgingen, kamen viele Offiziere nach und nach zu der Überzeugung, daß Hitlers Krieg nicht mehr zu gewinnen war.

Zu diesen Offizieren gehörten nicht nur Stauffenberg, Letterhaus und ihre Gesinnungsfreunde, sondern auch ein anderer Mann, dessen Bekanntheit ich im Kriegswinter 1943/1944 machte: der Generalleutnant Karl Freiherr von Thüngen. Ich lernte ihn auf eigenartige Weise kennen. Bei den großen Luftangriffen auf Berlin im November 1943, bei denen fast das gesamte Hansaviertel in Flammen aufging, verlor auch ich meine Wohnung in der Lessingstraße. Wie viele Berliner war ich plötzlich wohnungslos; nur ein Koffer Bücher und ein Koffer Kleidung, die im Keller gelegen hatten, waren mir geblieben. Als ich im Vorzimmer Stauffenbergs von meinem damals alltäglichen Mißgeschick erzählte, sagte mir irgendein Offizier – war es der Oberleutnant von Haeften oder ein anderer? Genau weiß ich's nicht mehr – ich könne ein Haus in Charlottenburg bewohnen. Der General von Thüngen, der im Nebenhaus wohne, lege Wert auf einen vernünftigen

Nachbarn. Mit dem Besitzer, der meist von Berlin abwesend war, wurde ich schnell einig. Meine einzige Pflicht war es, mich bei Luftangriffen um das Haus zu kümmern. Nach einem dieser nächtlichen Angriffe lernte ich dann den General von Thüngen persönlich kennen. „Sehr nett, daß Sie sich nebenan eingemietet haben“, meinte er nach der Begrüßung. „Wir leben in einer Zeit, in der man sich seine Nachbarn aussuchen muß.“ – „Sie meinen wegen eventueller Hilfeleistung nach Luftangriffen, Herr General?“ – „Auch deswegen, aber es gibt auch andere Gefahren“, erwiderte Thüngen vieldeutig, und ich hütete mich, ihn um Erläuterungen zu bitten. Befürchtete der General, der eine führende Stellung im Berliner Wehrkreiskommando hatte, etwa eine Überwachung durch Agenten der Gestapo, die ihre Beauftragten gern in Häusern neben Leuten einquartierte, die sie beobachten sollten? Ich sah, daß manchmal in den Abendstunden bei Thüngen Militärs und Zivilisten ein- und ausgingen, daß es anscheinend sehr ausgedehnte Zusammenkünfte in dem schwer übersehbaren Backsteinbau nebenan gab. Aber was ging das mich an? Wenn ich Thüngen zufällig traf, blieb es bei flüchtiger Begrüßung; bei konventionellen Wetter-und-Wie-geht's-Gesprächen. Auf diese originelle Frage hatte der General meist nur die Antwort: „Beschissen, der Zeit entsprechend.“ – „Wir leben doch in einer herrlichen, einer großen Zeit, Herr General“, replizierte ich einmal. Darauf lachte Thüngen nur dröhnend. Ich war eigentlich ein wenig enttäuscht, daß mein Nachbar jedem ausführlicheren Gespräch mit mir aus dem Wege ging. Wußte er denn nicht, daß ich die Empfehlung in sein Nachbarhaus einzuziehen, einem Offizier des Büros Stauffenberg verdankte? Ich hatte inzwischen erfahren, daß die Familien Stauffenberg und Thüngen seit langem gut bekannt und befreundet waren. Nach dem 20. Juli erfuhr ich dann, daß der General sich auf die Bitte Stauffenbergs hin bereit erklärt hatte, nach dem Staatsstreich den ~~stür~~ nationalsozialistisch eingestellten Chef des Berliner Wehrkreises, den General von Kortzfleisch, abzulösen. Karl von Thüngen mußte diese Bereitschaft mit dem Tod durch Hinrichtung büßen.

Ja, so wohnten und lebten die Gegner Hitlers oft nebeneinander her, ohne Näheres über Person und Aktivitäten des anderen zu wissen. Nachträglich konnte ich den General durchaus verstehen. Mußte er nicht befürchten, daß der Nachrichtenjournalist im Nachbarhaus, selbst wenn er auf Empfehlung von befreundeten Offizieren dort eingezogen war, am Ende ein Schwätzer war? Nach Ansicht mancher Offiziere gehörten Journalisten nicht gerade zu den schweigsamsten, diskretesten Leuten.

Besonders im ersten Halbjahr 1944, in dem in militärischen Dienststellen Verhaftungen stattfanden, ohne daß man Näheres über den Grund der Festnahmen erfuhr, wurden wir alle noch zurückhaltender, gesprächsscheuer. Nach der Invasion der Alliierten in der Normandie wurde die Atmosphäre in der Hauptstadt immer nervöser. Die Berliner lebten von einem Luftalarm zum andern. Im Bendlerblock tauchte jede Woche ein neues Gerücht auf. Bald hieß es, eine Gruppe von Marschällen und Generä-

len würde Hitler wegen der ausweglosen militärischen Situation zu einem Friedensangebot an die Alliierten zwingen. Eine Armee unter Führung eines couragierten Militärs werde gegen das Führerhauptquartier marschieren und Hitler und seine Clique verhaften, notfalls erschießen. Dann wieder munkelte man von einer Ärztekommision, die von einsichtigen hohen Parteifunktionären zusammengestellt werde. Sie sollten den Führer wegen seiner offensichtlich stark angegriffenen Gesundheit untersuchen, entmündigen und seines Amtes entheben. „Adolf Hitler ist wahnsinnig“, diese auch vom britischen Rundfunk aufgegriffene Meldung machte im Bendlerblock die Runde. Über eines waren sich die militärisch und politisch genauer Unterrichteten im klaren: so konnte es nicht weitergehen. Irgendjemand mußte endlich marschieren, verhaften, schießen oder – ja, eine Bombe legen.

Wenige Wochen vor dem 20. Juli sah ich Stauffenberg zum letzten Mal, und diese Begegnung ist mir unvergeßlich. Sie fand nicht in seinem Dienstzimmer in der zweiten Etage des Bendlerblocks statt, sondern in einem Luftschutzraum im Keller des Hofes. Wie schon so oft kreisten Bomber über Berlin und ich hatte gerade in dem kleinen Schutzraum meiner Gruppe Nachtdienst. Plötzlich tauchte an der angelehnten Tür Stauffenberg auf. Sein Blick fiel auf Meldungsblätter des Deutschen Nachrichten-Büros, die ich gerade für unsere Berichte durchsah. Er las ein Kommuniqué der sowjetischen Tass-Agentur, in der Dutzende von Orten aufgezählt waren, die die Russen bei ihrer Gegenoffensive zurückerobert hatten. Dann studierte er den Bericht des britischen Reuter-Büros, in dem neue Fortschritte der Westmächte an der Invasionsfront gemeldet wurden. Stauffenberg konnte nicht weiterlesen. In der Nähe explodierte eine Bombe. Der Keller zitterte, die Notlampe erlosch. Weitere Einschläge folgten. Immer mehr näherten sich die Detonationen unserem Keller, der nur notdürftig als Schutzraum hergerichtet war. Eine größere Bombe oder Luftmine, die im Hof des Bendlerblocks niedergegangen wäre, hätte den Keller in ein Massengrab verwandelt. Wir schwiegen, lauschten gespannt auf die Einschläge, die sich entfernten, leiser wurden. Die Notlampe leuchtete matt auf, gab nach und nach wieder Licht. Stauffenberg starrte auf die weißen Blätter mit den Tass- und Reuter-Berichten, die vor ihm auf dem Tisch lagen. Dann fegte er die Blätter vom Tisch, sprang auf und sagte leise, eindringlich: „Wie lange soll es noch an der Front und hier in der Heimat so weitergehen? Wie lange? Worauf warten wir hier? Worauf? Ich werde es Ihnen sagen: auf den Tod. Der Soldat wartet immer auf den Tod . . .“

Ein paar Wochen später, am 20. Juli kurz nach Mitternacht, wurde Claus von Stauffenberg im Hof des Bendlerblocks erschossen, nur wenige Meter von dem Luftschutzkeller entfernt, in dem er so ahnungsvoll vom Tod gesprochen hatte.

Einige Tage nach dieser Bombennacht wurde ich von Stauffenbergs Ordonnanzoffizier angerufen. Haefften fragte, wann ich in der nächsten Zeit

im Hause sein würde, und notierte meine Dienstzeiten bis Ende Juli. Als ich um Auskunft bat, warum er das so genau wissen wollte, antwortete Haeften zögernd: „Hm, nur so, für alle Fälle. Vielleicht machen wir mal eine Übung, und dann muß ich wissen, wann Sie zu erreichen sind.“

Am 20. Juli habe ich Nachtdienst, vom späten Nachmittag bis zum nächsten Morgen. Der Tiergarten ist an diesem glutheißen, schwülen Sommertag ebenso leer wie die Straßen am Rande des Parks. Als ich in die Bendlerstraße einbiege, marschiert ein feldmarschmäßig ausgerüsteter Zug Grenadiere auf mich zu, vermutlich Leute des Wachregiments. Und am Ende der Straße, vor dem Gebäude des Oberkommandos, sehe ich Soldaten, Zivilisten, Autos, Motorräder. Als ich am Tor des Bendlerblocks ankomme, stehen da Gruppen von Soldaten und Offizieren in erregtem Gespräch umher. Ein paar fluchen, weil sie Dienst haben und das Gebäude nicht betreten dürfen. Ein Leutnant erklärt mir, die Wache lasse keinen durch, vermutlich handle es sich um eine Alarmübung. Alarmübung? – Übung? Das Telefonat mit Haeften fällt mir ein. Sprach er nicht auch von einer Übung? Ich zeige einem Wachhabenden meinen Ausweis und setze ihm auseinander, ich müsse unter allen Umständen zum Dienst; auf dem Nachtapparat der Auslandsabteilung müsse unbedingt jemand erreichbar sein. Der Offizier am Tor hängt sich an den Hörer, telefoniert. Der Offizier vom Dienst von Auslands II C wolle durch. Er nennt meinen Namen. Zu meinem Erstaunen darf ich passieren. Ich frage den Leutnant von der Torwache, was denn los sei. In den anderthalb Jahren, die ich im Bendlerblock tätig sei, hätte ich noch nie eine solche Absperrung erlebt. Der Leutnant antwortete brüsk, gereizt: „Ich bin zu keiner Auskunft befugt.“ – Auf dem Hof frage ich einen Kriegsverwaltungsrat, den ich flüchtig kenne. Er meint: „Was soll hier schon los sein? Vielleicht Blockbesichtigung durch irgendein hohes Tier. Am Ende kommt der Führer mal persönlich nach Berlin, wäre ja Zeit. Verdammst, ich darf nicht aus dem Bau heraus, obwohl mein Dienst zu Ende ist.“

Nun, mein Dienst beginnt erst. Kühl und ruhig ist es in dem Zimmer im obersten Stock. Ich öffne das Fenster. Der Duft der alten Kastanien dringt in den halbdunklen Büroraum aus Kaiser Wilhelms Zeiten. Auf der Straße am Landwehrkanal marschieren gelangweilt ein paar Wachtposten auf und ab.

Plötzlich schrillt das Telefon, und es meldet sich das Führerhauptquartier im fernen Ostpreußen, am Apparat der Verbindungsoffizier unserer Auslandsabteilung beim Wehrmachtführungsstab, ein Oberst, der mich anschnarrt: „Donnerwetter, was wird bei Euch in Berlin gespielt? Haben Sie mir nichts zu melden?“ – „Keine besondere Meldung, Herr Oberst“, antworte ich militärisch korrekt. „Hatte nur Schwierigkeiten beim Betreten des Gebäudes. Alles ist abgesperrt, aber ich durfte passieren.“ Der Oberst antwortet: „Da haben Sie wirklich Glück gehabt. Stellen Sie mal das Radio an. In spätestens einer halben Stunde bekommen Sie die Neuigkeit des Tages zu hören!“

Ich setze unseren Apparat in Betrieb, und plötzlich höre ich die Stimme des Ansagers: „Auf den Führer wurde heute ein Sprengstoffanschlag verübt . . . Aus seiner Umgebung wurden hierbei schwer verletzt: Generalleutnant Schmudt, Oberst Brandt, Mitarbeiter Berger . . . Der Führer selbst hat außer leichten Verbrennungen und Prellungen keine Verletzungen erlitten . . .“

Ich springe vor Erregung auf, gehe schnell im Zimmer auf und ab. Fragen über Fragen jagen durch meinen Kopf: Stimmt die Rundfunkmeldung? Hat Hitler wirklich nur leichte Verbrennungen und Prellungen erlitten? Oder? . . . Oder ist das alles nur Propaganda und vorsichtige Vorbereitung der Öffentlichkeit auf den Tod Hitlers? Und wer hat den Sprengstoffanschlag verübt? Warum ist der Bendlerblock durch Militär abgeriegelt? Das Attentat fand doch im Hauptquartier in Ostpreußen statt. Fragen, nichts als Fragen. Ich finde keine Antwort. Und dauernd rasseln meine Diensttelefone. Irgendein Stabsoffizier will die Namen der Orte wissen, die im letzten sowjetischen Armeebericht genannt werden. Ich verspreche mich ein paarmal beim Buchstabieren der fremdartigen Namen, so aufgeregt bin ich. Ein Mann vom Rüstungsamt fragt an, ob wir Auslandsmeldungen über die britische Flugzeugproduktion hätten. Ein Offizier der Abteilung Fremde Heere West braucht die letzten Positionsmeldungen von der Invasionsfront. Und dann erhalte ich plötzlich einen Anruf aus dem Hause. Werner von Haefthen meldet sich. Im Hintergrund der Telefonmuschel höre ich Stimmengewirr, Türenklappen, Schritte, so daß ich Stauffenbergs Ordonnanzoffizier nur schwer verstehe: „Gut, daß Sie da sind. Passen Sie mal auf! Wie viele Leute brauchen Sie?“ – „Leute – wofür?“

„Stimmt, Sie wissen ja noch von nichts. Für die Aktion gegen das Deutsche Nachrichten-Büro natürlich, die besprochene.“ – „Für die Berliner Zentrale mindestens zwanzig Leute, damit alles abgesichert werden kann“, lautet meine Antwort. Haefthen erwidert: „Zwanzig Mann, in Ordnung. Ich gebe es weiter und melde mich wieder. Halten Sie sich bereit!“

Ich will noch Fragen stellen. Aber Haefthen hat schon aufgelegt, und sein Apparat ist dauernd besetzt. Verfluchte Unklarheit und Wirrnis! Ist das Attentat auf Hitler am Ende geglückt? Die Aktion scheint ja angelaufen zu sein. In welchem Stadium befindet sie sich? Soll ich Letterhaus anrufen? Er machte in der letzten Woche so seltsame Andeutungen, daß etwas im Gange sei. Zwischen den üblichen Dienstgesprächen überprüfe ich meine Pistole. Hatte Haefthen nicht gesagt, ich solle mich bereithalten? Und welche Rolle spielt Stauffenberg bei der Aktion? Wieder schrillt das Telefon. Die Stimme von Bernhard Letterhaus. Er ruft von unserer Außenstelle in einer Panzerkaserne bei Potsdam an, fragt zögernd, leise, ob es etwas Neues, Besonderes gäbe. Was soll ich ihm sagen? Weiß er denn nicht viel mehr als ich? Ich antworte ausweichend, – hört nicht jemand mit? – der Dienst sei sehr interessant heute nacht. Wenn er nichts Wichtigeres zu tun habe,

könne er ja mal nach Berlin kommen. Letterhaus antwortet, er werde es sich überlegen. Wenn er Zeit habe, werde er kommen. Letterhaus kam nicht. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Gleich nach dem Anruf von Letterhaus höre ich Schüsse, Rufe, Befehle aus den unteren Stockwerken. Ich verlasse mein Telefon, eile die Treppe hinunter, in Richtung des Lärms. Jetzt verstehe ich die Rufe deutlich: „Für oder gegen den Führer? Antwort, oder wir schießen! Für oder gegen den Führer?“

Im nächsten Flur – im zweiten Stock, nicht weit von Stauffenbergs Büro – stürzen ein Oberstleutnant und ein paar Offiziere mit entscherten Pistolen auf mich zu: „Für oder gegen den Führer?“ Ich spiele den Verblüfften; erkläre dem Oberstleutnant, ich verstehe nicht, was die Frage bedeuten soll. Er fährt mich an: „Was haben Sie hier zu suchen?“ Ich antworte, ich hätte gerade Nachtdienst bei der Auslandsabteilung und sei von dem Lärm aus meinem Zimmer getrieben worden. Was denn los sei? Der Oberstleutnant faucht mich an: „Das geht Sie einen Dreck an! Scheren Sie sich schleunigst auf Ihr Dienstzimmer! Heil Hitler!“

Heil Hitler – das klingt herausfordernd. Wer schreit und schießt hier gegen wen? Ein Offizier mit Pistole begleitet mich auf mein Zimmer, um festzustellen, ob ich auch nicht gelogen habe. Er ist befriedigt: ich bin in der Tat der Nachtdiensthabende von Ausland II C. Und dann, etwa eine Stunde nach Mitternacht, höre ich aus dem Rundfunkapparat ein mir aus vielen Radioreden wohlbekanntes Organ. Hitler persönlich spricht: „Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen! Ich weiß nicht, zum wievielten Male nunmehr ein Attentat auf mich geplant und zur Durchführung gekommen ist . . . Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen . . . Die Bombe, die von dem Oberst Graf von Stauffenberg gelegt wurde, kreperte an meiner rechten Seite . . . Diesmal wird so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind . . .“

Ja, Hitler, Himmler und ihre Schergen rechneten ab, wie sie es gewohnt waren. Stauffenberg, Haeften und ihre engsten Mitverschworenen wurden in der Nacht nach dem Attentat im Hof des Bendlerblocks erschossen. An die 200 Männer aus den Widerstandskreisen des 20. Juli fanden in den nächsten Wochen und Monaten den Tod, die meisten von ihnen durch Henkershand in dem kahlen Hinrichtungsraum des Zuchthauses Plötzensee. Auch mein Arbeits- und Amtskamerad Bernhard Letterhaus erlitt dort ein grausames Ende. Nahe dem Hinrichtungsort, der heutigen Gedenkstätte Plötzensee, wurde eine Straße nach Bernhard Letterhaus benannt. Ich glaube, nicht zuletzt seinem mutigen Schweigen bei den Verhören habe ich es zu verdanken, daß ich dem Zugriff der Schergen Himmlers entging.

Stauffenberg war zu meinem Glück kein Freund überflüssiger Aktennotizen. Bei einem Gestapoverhör wurde mir die Frage gestellt, was es zu bedeuten habe, daß neben meinem Namen die Abkürzung DNB, also Deutsches

Nachrichten-Büro, stehe. Ich schielte zu dem Aktenbündel hinüber, das der Beamte vor sich zu liegen hatte und das er vor mir nicht verbarg. Zu meiner Erleichterung sah ich, daß neben meinem Namen wirklich nur die drei Buchstaben DNB zu lesen waren, mehr nicht. Welch ein Verhängnis wäre es gewesen, wenn da vielleicht gestanden hätte: Übernahme des DNB usw. So konnte ich dem Beamten des Reichssicherheitshauptamtes, der etliche Angehörige der Amtsgruppe Ausland vernahm, klarmachen, die Aktennotiz Holmsten-DNB bedeute wahrscheinlich, daß ich im Zivilberuf Redakteur dieser Agentur sei; ich sei meines Wissens der einzige DNB-Angestellte in diesem Gebäude.

So kam ich mit dem Leben davon. Es schien keine weitere Notiz über die DNB-Aktion zu geben. Vielleicht hatten auch hilfreiche Leute im Büro Stauffenberg alle anderen Aufzeichnungen beiseitegebracht. Ich atmete nach der Vernehmung zwar erleichtert auf. Aber war damit alles vorüber? Es folgten Wochen, Monate der Unruhe, des bangen Abwartens. Mit gar zu vielen Männern, die nach dem 20. Juli verhaftet wurden, hatte ich Kontakte, Gespräche gehabt, die über das Dienstliche hinausgingen. Ich habe nur einige genannt, um diesen Bericht nicht mit zu vielen Namen, Episoden aus immerhin zwei Jahren Bendlerblock zu belasten. In meiner eigenartigen Zwischen- und Zwitterstellung zwischen Nachrichtenjournalist, Offizier vom Dienst in Zivil und Soldat konnte ich freier und ungenierter als andere in diesem Haus Tätige, die durch militärische Konventionen und Dienstränge eingezwängt waren, die Bekanntschaft von Männern machen, die heute als Repräsentanten des deutschen Widerstandes gelten.

Ich habe versucht, sie aus meiner Perspektive so wahrheitsgetreu wie möglich zu schildern. Ich wollte nur einem großen und auch heute noch schwer überschaubaren historischen Bild, dem deutschen Widerstand, ein paar Mosaiksteine hinzufügen. Mehr war nicht beabsichtigt.

Ganz kurz möchte ich doch noch auf die kritischen Vorwürfe eingehen, die gleich nach dem Scheitern der Aktion des 20. Juli und auch nach dem Kriege häufig gegen Stauffenberg und seine nächsten Mitarbeiter – von berufener und weniger berufener Seite – erhoben wurden. Es ist heute, nachdem man die Personen und Zusammenhänge viel besser kennt als damals, für einen Kritiker nicht allzu schwer, den Männern des 20. Juli Fehler in der Planung und Durchführung ihrer Aktionen nachzuweisen. Nun, Stauffenberg und seine Mitverschworenen waren weder Berufsrevolutionäre noch machthungrige Putschisten. Sie haben unter Einsatz ihres Lebens das Beste für ihr Land gewollt, dies steht fest. Viel mehr Anlaß zu Kritik bieten zweifelsohne jene Marschälle und Generäle, die über die Hoffnungslosigkeit der militärischen Lage sehr genau orientiert waren und trotzdem mit oft fadenscheinigen Vorwänden und Ausreden Stauffenberg und seinen Mittelsmännern jede aktive Unterstützung versagt haben. So kam es, daß Stauffenberg sicherlich überfordert wurde, als ihm zugleich die Vor-

bereitung des Staatsstreichs, das Attentat selber und die Organisation der ersten Maßnahmen nach der Rückkehr aus dem Hauptquartier zugemutet wurden. Aber hatte Stauffenberg damals eine andere Wahl, als vieles, was andere ihm nicht abnahmen, schließlich selbst zu tun? Ich erinnere mich noch, wie betroffen ich war, als ich nach dem 20. Juli die Namen der Männer in den Zeitungen las, denen vor dem sogenannten Volksgerichtshof der Prozeß gemacht wurde. Die am Umsturz beteiligten Persönlichkeiten mit den höchsten Diensträngen waren der Generalfeldmarschall von Witzleben, die Generalobersten Beck und Hoepner – alle drei Militärs außer Dienst, die keine direkte Kommandogewalt mehr über Armeen, Divisionen hatten. Wo waren die prominenten Marschälle und Armeechefs geblieben, auf deren Mitwirkung auch ich wie mancher mit der Opposition Sympathisierende gehofft hatte?

Die tragischen Verwicklungen und Verhängnisse, in die die meisten Männer des 20. Juli ohne eine Möglichkeit der Gegenwehr verstrickt wurden, sind schuld daran, daß diese Reminiszenzen den Charakter eines Requiems haben; beinahe nur von Toten war die Rede. Für mich, der ich die Jahre 1943 und 1944 an dieser heute so denkwürdigen Stätte erleben und überleben durfte, war es daher nicht leicht, in diesen Räumen in angemessener Weise Bericht zu erstatten.

GEORG HOLMSTEN

Georg Holmsten wurde am 4. August 1913 in Riga geboren. 1922 Übersiedlung nach Berlin. 1933 Abitur am Siemens-Reformrealgymnasium in Charlottenburg. Studium der Literatur und Geschichte an der Berliner Universität. 1935 Aufgabe des Studiums wegen zunehmenden Drucks der Nationalsozialisten auf die Studenten. Sodann Nachrichtenjournalist, zunächst bei der amerikanischen Agentur United Press, seit Kriegsbeginn Redakteur und Chef vom Dienst der Auslandsredaktion des Deutschen Nachrichten-Büros.

Vom 1. Juli 1942 bis Kriegsende Wehrmacht. Februar 1943 bis Februar 1945 Tätigkeit als Informationsoffizier in Zivil in der Amtsgruppe Ausland des von Admiral Canaris geleiteten Amtes Ausland/Abwehr des OKW. An der Widerstandsaktion des 20. Juli 1944 beteiligt mit dem Sonderauftrag, nach Gelingen des Putsches provisorisch Deutsches Nachrichten-Büro zu übernehmen; hierüber diverse Rundfunkberichte u. a. abgedruckt in dem Buch „Spiele für Stimmen“, Wuppertal 1966.

Seit Kriegsende freier Journalist und Schriftsteller. Autor von mehr als 20 Büchern, vorwiegend biographischen Romanen, biographischen und historischen Monographien, u. a. in „Rowohlts Monographien“ die Bände FRIEDRICH II., VOLTAIRE, ROUSSEAU, in den „Berlinischen Reminiszenzen“ die Bände POTSDAM – GESCHICHTE DER STADT, DER BÜRGER UND REGENTEN und BRANDENBURG – GESCHICHTE DER MARK.

LITERATURAUSWAHL

20. Juli 1944. Herausgegeben von der Bundeszentrale für Heimatdienst.
4. Aufl. Bonn 1961. 352 Seiten.

20. Juli 1944. Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte.
Geheime Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt. Stuttgart 1961.
587 Seiten.

Abshagen, Karl Heinz

Canaris, Patriot und Verschwörer. Stuttgart 1950. 422 Seiten.

Buchheit, Gert

Der deutsche Geheimdienst. Geschichte der militärischen Abwehr.
München 1967. 496 Seiten.

Ehlers, Dietrich

Technik und Moral einer Verschwörung. 20. Juli 1944. Frankfurt-Bonn 1964.
250 Seiten.

Hoffmann, Peter

Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler.
München 1970. 988 Seiten.

Zeller, Eberhard

Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli. 4. Aufl. München 1963. 559 Seiten.

STAUFFENBERG-BIOGRAPHIEN:

Kramarz, Joachim

Claus Graf Stauffenberg. Das Leben eines Offiziers. Frankfurt 1965.
245 Seiten.

Melnikow, Daniil

20. Juli 1944. Legende und Wirklichkeit. 2. Aufl. Hamburg o. J. 256 Seiten.
Originalausgabe Moskau 1965.

Müller, Christian

Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie. Düsseldorf o. J. 623 Seiten.

Scheurig, Bodo

Claus Graf Schenk von Stauffenberg. Berlin 1964. 94 Seiten.

Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Stauffenbergstraße 13/14, 1000 Berlin 30

6. Auflage 1990

Redaktion: Wolfgang Göbel

* Landeszentrale für politische Bildung/Arbeit Berlin

Druck: Möller Druck und Verlag GmbH, Oranienamm 48, 1000 Berlin 28

ISSN 0935-9702

Diese Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Beiträge zum Thema Widerstand

Herausgegeben von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand

- Heft 1 Andreas Biss, List als Mittel des Widerstandes 6. Aufl. 1987
Heft 2 Ludwig Rosenberg, Widerstand aus der Sicht der Emigration 4. Aufl. 1987
Heft 3 Rudolf Küstermeier, Der rote Stoßtrupp 4. Aufl. 1981
Heft 4 Werner Koch, Der Kampf der Bekennenden Kirche 5. Aufl. 1988
Heft 5 Georg Holmsten, 20. Juli 1944 – Personen und Aktionen 5. Aufl. 1983
Heft 6 Ilse Rewald, Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben 4. Aufl. 1982
Heft 7 Klaus-Jürgen Müller, Witzleben – Stülpnagel – Speidel – Offiziere im Widerstand 1. Aufl. 1988
Heft 8 . . . für immer ehrlos – Aus der Praxis des Volksgerichtshofes 4. Aufl. 1986
Heft 9 Heinrich Bücheler, Generaloberst Erich Hoepner und die Militäropposition gegen Hitler 3. Aufl. 1986
Heft 10 Fritz Eberhard, Arbeit gegen das Dritte Reich 3. Aufl. 1981
Heft 11 Ernst Fraenkel, Der Sinn illegaler Arbeit 2. Aufl. 1982
Heft 12 Maria Lahusen, Verurteilt wegen Heimtücke 3. Aufl. 1987
Heft 13 Detlev Peukert, Der deutsche Arbeiterwiderstand gegen das Dritte Reich 4. Aufl. 1987
Heft 14 Anna Sabine Halle, „Die Gedanken sind frei. . .“ 3. Aufl. 1990
Heft 15 Inge Deutschkron, Berliner Juden im Untergrund 5. Aufl. 1987
Heft 16 Wolfgang Wippermann, Antifaschismus in der DDR: Wirklichkeit und Ideologie 1. Aufl. 1980 (vergriffen)
Heft 17 Detlev Peukert, Alltag unterm Nationalsozialismus 2. Aufl. 1987
Heft 18 Adam Wolfram, Bergarbeiter im Widerstand 2. Aufl. 1986
Heft 19 Wolfgang Wippermann, Die Berliner Gruppe Baum und der jüdische Widerstand 2. Aufl. 1982 (vergriffen)
Heft 20 Richard Löwenthal, Die Widerstandsgruppe „Neu Beginnen“ 2. Aufl. 1986
Heft 21 Walter Uhlmann, Metallarbeiter im antifaschistischen Widerstand 2. Aufl. 1984
Heft 22 Erich Klausener, Zum Widerstand der Katholiken im Dritten Reich 2. Aufl. 1987
Heft 23 Bodo Scheurig, Walther von Seydlitz-Kurzbach – General im Schatten Stalingrads 2. Aufl. 1987
Heft 24 Kurt Herrmann Mendel, „Blick in die Zeit“ 2. Aufl. 1987
Heft 25 Susanne Miller, Sozialistischer Widerstand im Exil, Prag – Paris – London 1. Aufl. 1984
Heft 26 Ger van Roon, Der Kreisauer Kreis zwischen Widerstand und Umbruch 2. Aufl. 1988
Heft 27 Klaus-Jürgen Müller, 20. Juli: Der Entschluß zum Staatsstreich 1. Aufl. 1985
Heft 28 Hans Mommsen, Der 20. Juli und die deutsche Arbeiterbewegung 1. Aufl. 1985
Heft 29 Klaus-Jürgen Müller, Der deutsche Widerstand und das Ausland 1. Aufl. 1986
Heft 30 Renate Bethge, Bonhoeffers Familie und ihre Bedeutung für seine Theologie 1. Aufl. 1987
Heft 31 Ingeborg Fleischhauer, Der Widerstand gegen den Rußlandfeldzug 1. Aufl. 1987
Heft 32 Gerd R. Ueberschär, das Dilemma der deutschen Militäropposition 1. Aufl. 1988
Heft 33 Hermann Weber, Kommunistischer Widerstand gegen die Hitler-Diktatur 1933–1939 1. Aufl. 1988
Heft 34 Walter Grab, Die jüdische Antwort auf den Zusammenbruch der deutschen Demokratie 1933 1. Aufl. 1988
Heft 35 Beatrix Herlemann, „Der deutsche kommunistische Widerstand während des Krieges 1. Aufl. 1989
Heft 36 Heinz Hürten, Die katholische Kirche zwischen Nationalsozialismus und Widerstand 1. Aufl. 1989
Heft 37 Arnold Paucker, Jüdischer Widerstand in Deutschland 1. Aufl. 1989